

Die Mutter

Autor(en): **Frohnmeyer, Ida**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **46 (1942-1943)**

Heft 22

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-673027>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Mutter

Als sie auf die kleine Alpwiese traten, war es ihr, als sei hier eigens für sie beide ein kleines Stückchen Paradies zur Erde gefallen. Sie setzte sich auf einen Felsblock, und Tränen traten in ihre Augen.

Der Bub schaute zart und ängstlich zu ihr auf. „Warum weinst du, Mutti? Ist es weil — weil es so schön ist?“

Sie nickte und zog ihn dichter an sich. So schauten sie beide über die kleine Wiese hin, deren kurzes, dichtes Gras ganz bedeckt war mit farbenfrohen kleinen Alpenblumen. Tief unten lag das Tal, daraus sie hinaufstiegen. Die Luft war so klar, daß man den Rauch über den kleinen braunen Häusern schweben sah, und irgendwoher, von einer ihren Augen verborgenen Matte, klangen die Glocken einer weidenden Herde. Verborgen auch war an dieser Stelle der mächtige weiße Berg, zu dem sie im Tale Tag für Tag heraufgeschaut hatten. Der Bub wäre so gerne einmal auf den Riesen hinaufgeklettert und konnte es nicht fassen, daß für seine achtjährigen Beine etwas unersteigbar sein sollte. So hatte sie ihm zum Trost versprochen, mit ihm auf diese kleine Alp zu steigen, die etwa in Kniehöhe des Riesen lag.

Sie hätte hier sitzen bleiben mögen, immer und immer, inmitten dieser klaren Luft, dieser Blumenfeligkeit, den Bub dicht an ihrem Herzen... Wie rasch doch sein kleines Herz pochte! Wie ein emsiges Uhrlein, das mit dem Tag um die Wette läuft... Es war solch warmes, ehrliches, tapferes Herz... Und nun — — —

Sie schauerte plötzlich zusammen, und der Bub fragte besorgt: „Friert dich, Mutti? Willst du in die Jacke schlüpfen?“

Sie wehrte lächelnd ab und meinte, er möge lieber den Rucksack auspacken, er habe ja schon längst über Hunger geklagt. — —

Nach dem Essen legte sich der Bub auf den Rücken und plauderte drauflos wie ein munteres Bäcklein; und wie dieses dann und wann eine Welle ins Sonnenlicht wirft, so warf auch er immer wieder sein glitzerndes Lachen in die blaue Luft. Sie sah auf ihn nieder, nickte und lächelte, gab ihm Bescheid, wenn er Fragen stellte, und

dachte dabei unablässig: „Soll ich es ihm sagen? — Jetzt? — Nein, nein, noch nicht!“

Der Bub ward allmählich müde und war mit einem Mal eingeschlafen. Sie lauschte eine Weile auf seine Atemzüge, dann kauerte sie sich neben ihm im Grase nieder. Mit gramvollen Augen starrte sie auf das schlafende Kind, hob sachte seine Hand und drückte ihre Lippen darauf. Oh, wie sie ihn liebte, wie sie ihn liebte! — Trotz der furchtbaren Enttäuschung, die sie an ihrem Manne erlebt, war sie sich reich vorgekommen, weil der Bub ihr gehörte. Und nun wollte man ihn ihr rauben... In vierzehn Tagen mußte sie ihn seinem Vater übergeben. So wollte es ein hartes, unmenschliches Gesetz, weil der Bub der einzige Träger des alten Namens war. Oh, dieser Name! Wenn es in ihrer Macht gelegen hätte, ihr Bub hätte ihn nie tragen dürfen. Möchte er vor der Welt noch so gut tönen, für sie war er ein schlimmer, ein verfluchter Name. Ahnungslos, mit vertrauendem Herzen, hatte sie diesen Namen einst genommen, um ihn nach wenigen Monaten schon wie ein schmutziges Gewand abzustreifen. Und dann war der kleine Bub zu ihr gekommen, und sie hatte die Freude wieder gefunden für ihn, nur für ihn... Und nun — Ein paar armselige Wochen im Jahr waren ihr zugestanden worden, ihr, die bis dahin jeden Atemzug ihres Kindes überwacht hatte, die ihm Mutter und Spielkameradin in einem gewesen, die ihm so nahe stand, daß er unter der kleinsten Trennung litt. Sie hatte wohl gewußt, daß es nicht immer so bleiben konnte; das Leben würde ihr Kind fordern, andere Hände als die ihren würden sich nach ihm ausstrecken. Aber sie hätte trotzdem an seiner Seite gestanden, dessen war sie gewiß gewesen. Und nun — — Wenn sie ihn in die Hände seines Vaters ausliefert, wird er ihn verderben an Leib und Seele. Und sie wird es miterleben müssen, in jenen Wochen, da er ihr wiederkehrt... O Gott, gibt es keine Rettung für ihr Kind?

Sie stöhnte. Aber da bewegte sich der Bub, öffnete schlaftrunken die Augen und murmelte: „Was ist, Mutti? Du hast doch nicht geweint?“

„Nein, nein,“ sagte sie lächelnd, „und nun höre: ehe wir wieder hinuntersteigen, darfst du

noch ein bißchen hier herumklettern. Ich denke, auf jenem Felsen dürfte man den Riesen richtig aus der Nähe sehen können."

Ein heller Jodler drang zu ihnen herüber, und in geringer Entfernung sahen sie die Gestalt eines jungen Hirten stehen.

Der Bub sprang auf die Füße und schickte eine jubelnde Antwort zurück. „Vielleicht ist es der Töni“, meinte er, „aber ich gehe erst nachher zu ihm hinüber. Jetzt will ich auf den Felsen.“

Er lief von ihr weg, schaute immer wieder rufend und grüßend zu ihr zurück; dann sah sie ihn flink und geschickt an dem Felsen emporklettern.

Gleichzeitig aber gewahrte sie ein anderes: der junge Hirte suchte mit den Armen und schrie wie in höchster Aufregung zu ihr herüber. Sie verstand sein Gebaren nicht gleich. Aber dann plötz-

lich kam ihr die Erkenntnis — der Bub war in irgend einer Gefahr, die sie nicht vorausgesehen, um die aber der Bergkundige wußte. Sie mußte ihm nachhelfen — sie mußte ihn retten. . . .

Sie mußte ihn retten? Retten für ein Leben — an der Seite seines Vaters? War es nicht besser — — großer Gott, was für ein furchtbarer, was für ein grauenvoller Wunsch war in ihrer Seele aufgestiegen?

Sie preßte die Hände aufs Herz und fing an zu laufen wie gehehrt — immer die Augen auf den Bub gerichtet.

Da — da — ein Felsstück, das sich löst — und danach — —

Sie schrie nicht auf. Sie streckte nur die Arme aus und fiel vornüber auf ihr Gesicht, in das weiche, blumenbestückte Gras. Jda Frohnmeyer.

Liebe auf dem Land

Auf dem Lande keimt die junge Liebe nicht, wie es sonst allgemein Brauch ist, im holden Maien. Sie kommt, wenn es für sie am geeignetsten ist — im Winter! Da helfen alle Einwände nichts — mag die ganze Welt im Frühling aus dem Häuschen sein — der Bauernbursche kümmert sich nicht darum. Er singt wohl in dieser Zeit alle seine lustigen Lieder vom Schälkel und von der Liebe, doch schafft er von früh bis spät so viel, daß kaum Zeit bliebe, diese lieblichen Sprüche ins Praktische umzusetzen. Wenn dann aber die Tage kürzer und das Obst, die Erdäpfel und Dahlienknollen unter Dach sind, dann macht sich auch im Dorfe jenes uralte Gesetz der Liebe geltend. Und da ist es dann, wo die Seele des Bauern, die oft wie ein versiegeltes Buch oder ein verschütteter Baum ist, aufgeht und ein bißchen von dem verrät, was sie bewegt und erfüllt.

Die Thurgauer Burschen haben es nicht so gut wie die Berner und Innerschweizer und Appenzeller. Die können mit ihren reichhaltigen Jodelliederkollektionen alle Stufen menschlicher Gefühle hinauf- und hinuntersingen. Sie brauchen dann nur die Augen entsprechend zu verdrehen, wenn es ihnen ernst ist, und die Verbindung ist glänzend hergestellt. Uns im „nüchternen“ Thurgau fehlen diese Hilfsmittel vollständig. Wir

haben schon Lieder, und auch schöne, aber diese singt man nur noch im Männerchor und an Sängerkfesten, wo sie in dieser Hinsicht besagten Zweck eben nicht erfüllen können.

Drum, wenn die Liebe kommt und das Gefühl, es sei nicht gut, allein zu sein, dann muß der Bursche schon einen großen, entscheidenden Schritt tun, um seiner heimlich Erwählten zu zeigen, was er vorhat. Ein Glück, daß die Maitli im Thurgau gmerktig sind, sonst wäre schon manch einer neben das Heiraten gekommen.

Am besten gelingt die bedeutsame Annäherung auf dem abendlichen Hüttengang. Es ist dann schon so finster, daß der Bursche am Geräusch den Milchkarren unterscheiden muß, welcher für seine Pläne günstig ist. Dann kann er mit seiner platschvollen Tansse springen und hasten, um das Mädchen einzuholen, oder er bleibt wohl auch über eine Stunde lang in der bitterkalten Nachtluft stehen und wartet, bis er das richtige Karrengeräusch vernimmt — und bis er mit seinen Holzböden festgefroren ist. Die Mutter daheim ärgert sich dann schwer, wenn das Geschirrwasser so lange vergebens kocht, und wenn dann der Toni endlich doch kommt, bringt man schier den Deckel nicht von der Tansse und das Güttschlein Milch, das sonst immer dem Büßi gehört, ist auch zu Eis